

# Es gibt keine Theorie mehr, die aufs Ganze geht

## Zum Abschluss der 68er-Bürgeruni-Reihe standen die gesellschaftlichen Groß Erzählungen im Mittelpunkt

**D**er Hang zum Theoretisieren scheint, gleich anderen menschlichen Neigungen, einem Wechsel von Ebbe und Flut unterworfen. Otto Liebmanns These passte erstaunlich gut zum Tenor der Podiumsdiskussion. Zitiert wurde der Neukantianer aus dem 19. Jahrhundert von Philipp Felsch, Professor an der Humboldt-Universität und Autor einer Geschichte der Theorie. Am Abschlussabend der Bürgeruniversität-Reihe „1968 und die Folgen“ ging es um das Thema „Hauptsache eine Theorie? 1968 und die Exklusivität des Diskurses“.

Die weiteren Diskutanten in der Frankfurter Stadtbücherei waren Jürgen Kaube, Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, und der Rechtsprofessor Klaus Günther, Co-Sprecher des Exzellenzclusters „Die Herausbildung normativer Ordnungen“. Hinzu kam der Philosoph und Publizist Rolf Wiggershaus. Die Moderation hatte die Cluster-Geschäftsführerin Rebecca Caroline Schmidt. Die insgesamt vierteilige Reihe, die im Sommersemester begonnen hatte, war eine Kooperation der Goethe-Universität und dem Exzellenzcluster mit der FAZ.

Der „Hang zum Theoretisieren“ – so Liebmann in seinem Buch „Der Klimax der Theorie“ aus dem Jahr 1884 – stehe „in einem ursächlichen Zusammenhang mit

kulturgeschichtlichen Faktoren mannigfacher Art“ und erlebe „alternierend seine Maxima und seine Minima“. Die Jahre um 1968 waren zweifelsohne eine Hochzeit der Theorien. Klaus Günther sprach von „Erlösungserwartungen“, die damals mit ihnen verbunden gewesen seien. Zum Gestus bestimmter Gesellschaftstheorien gehörte die Ansicht, hinter die Phänome schauen zu können, um mit dem so gewonnenen Wissen die Probleme zu lösen.

Dieser Ansatz habe auch eine existenzielle Komponente gehabt, so Günther weiter. Durch die Entschlüsselung gesellschaftlicher Mechanismen erhoffte sich das Individuum Aufschluss über sich selbst – eine Erkenntnisleistung, die dem eigentlich darauf spezialisierten Existenzialismus à la Heidegger oder Sartre nicht mehr zugetraut wurde. Der Anspruch, alles gesellschaftlich erklären zu können – und zu müssen –, habe auch international Konjunktur gehabt, außer in Deutschland vor allem in Frankreich und den USA.

„Gemeinsam ist diesen Strömungen, dass sie aufs große Ganze gehen“, sagte Jürgen Kaube. Ob nun Parsons oder Adorno, Barthes, Foucault oder Luhmann – so unterschiedlich ihr Denken gewesen sei, so groß war die Ähnlichkeit im Streben, verschiedenste Phänomene unter einem Theoriedach zu erklären. „Es gab die Vorstellung, dass

die Gesellschaft so beschaffen ist, dass die Dinge alle miteinander zu tun haben“, so Kaube, der von einem „Spezialistentum für alles“ sprach. Inkludiert waren Disziplinen wie Recht, Wirtschaft oder Kunst, „bis hin zum Tennis“. Die hohe Abstraktionsleistung zeige sich in den oft schwer zugänglichen Texten, wobei sich der Sprachstil der Autoren, auch aus derselben Theoriefamilie, teilweise stark unterscheidet. „Aber schwierig sind sie alle.“

Der hermetische, sich beim ersten Lesen kaum öffnende Duktus wirkte auf das zeitgenössische Publikum nicht etwa abgehoben, eher im Gegenteil: „Die Schwierigkeit hat die Relevanz geradezu erzeugt“, sagte Philipp Felsch, Autor der Studie „Der lange Sommer der Theorie: Geschichte einer Revolte 1960 – 1990“. Jenseits der konkreten Inhalte lasse sich Theorie auch als literarische Gattung definieren, mit einer bestimmten Gebrauchsweise und Lektüreform.

„Die 68er waren ja kein theoriebegeisterter Lesezirkel“, sagte der politische Philosoph Rainer Forst in einem Diskussionsbeitrag aus dem Publikum. Wenn sie Marx gelesen haben, so der Co-Sprecher des Clus-

ters, dann weniger aus Selbstzweck, sondern mit dem Ehrgeiz, die Gesellschaft grundlegend zu verändern. Als das nicht funktioniert habe, sei aus einer „Dauerbegeisterung für Theorie“ eine „Dauerfrustration über Theorie“ geworden.

Im Rahmen der 68er-Bewegung sind Themen angestoßen worden, die als Grundstein für positive Veränderungen gelten können. Diese Ansicht vertrat Rolf Wiggershaus, der als Publizist zu den wichtigsten Chronisten der Frankfurter Schule gehört. Stichworte seien die Rolle der Frau und die Kindererziehung. Hierbei könne man von langfristigen und eher verstreuten Wirkungen sprechen. „Das ist wohl ein anderes Theorie-Praxis-Verhältnis, als man es sich damals gewünscht hat“, so der promovierte Philosoph. Die Frage jedoch sei: „Kann man eigentlich mehr verlangen?“ Das drängendste Problem der Gegenwart sei der Klimawandel. Um hier die Handlungsanforderungen zu erkennen, sei keine übergreifende Theorie gefragt, sondern die Expertise der Fachwissenschaftler.

Braucht man also gar keine Theorien mehr? Doch, auf jeden Fall, da war sich die Runde einig. Es gebe zwar in Fachkreisen immer

wieder bestimmte Moden und auch Kontroversen über die Brauchbarkeit einzelner Ansätze, so Philipp Felsch, Theorie sei und bleibe aber „ein integraler Bestandteil von Wissenschaft“.

Ob jedoch in absehbarer Zeit wieder eine Epoche der Großtheorien anbricht, scheint fraglich. „Im ideengeschichtlichen Maßstab kommt so etwas alle hundert Jahre vor“, meinte Jürgen Kaube. Und Klaus Günther bezeichnete Theorien als wissenschaftliches Handwerkszeug. „Das ist nichts, was einen so erlöst, wie vielleicht die Botschaft des Alten oder Neuen Testaments.“

Es sei, so Günther, eine „Überforderung“ der Theorie, von ihr eine unmittelbare Handlungsanleitung für die Praxis zu erwarten. Diese Skepsis habe auch schon Adorno gehabt. Nach Günthers Ansicht wird es – um mit Otto Liebmann zu sprechen – überhaupt kein „Maximum“ solcher Theorien mehr geben, die aufs Ganze gehen: „Die Wissenschaft differenziert sich immer mehr aus, wir erleben die Globalisierung und einen ungeheuren technologischen Wandel – das alles in eine Großtheorie zu spannen, ist nicht mehr möglich.“

Bernd Frye



(v.l.n.r.) Rolf Wiggershaus, Jürgen Kaube, Rebecca Caroline Schmidt, Philipp Felsch und Klaus Günther. Foto: © Normative Orders